Zeitschrift: Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern

Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern

Band: 60 (1997)

Artikel: Die Raumwirksamkeit von Wertvorstellungen : Lust, Last und Leistung eines geographiedidaktischen Ansatzes zur Auswahl relevanter Inhalte für den Unterricht

Autor: Böhn, Dieter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-960412

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Raumwirksamkeit von Wertvorstellungen

Lust, Last und Leistung eines geographiedidaktischen Ansatzes zur Auswahl relevanter Inhalte für den Unterricht

DIETER BÖHN

1. Die theoriebezogene Begründung

1.1 Geographiedidaktische Ansätze – verwirrende Vielfalt

Didaktisch relevante Ansätze müssen mehrere Kriterien erfüllen: Sie müssen (fach-) wissenschaftlich korrekt, pädagogisch relevant und methodisch vermittelbar sein. Ob die einzelnen Ansätze diese Kriterien erfüllen, ist ein Thema der fachdidaktischen Diskussion des jeweiligen Faches. Kennzeichen aller Ansätze ist, dass man sie stets als Auswahl- und oftmals als Anordnungsprinzip verwenden kann. Die Begründungen für den jeweiligen Ansatz sind meist in sich schlüssig, aber mehr normative Setzungen als empirisch gesicherte Strukturen.

Wir leiten unsere pädagogischen Zielsetzungen aus der Beobachtung der Wirklichkeit ab, doch beruhen unsere Vorgaben, was ein Schüler für seine persönliche und berufliche Zukunft braucht, meist auf unseren Annahmen; sie entsprechen unseren (Wert-)Vorstellungen. Didaktische Positionen lassen sich zwar durch pädagogische wie fachwissenschaftliche Beispiele belegen, aber doch stets auch in Frage stellen oder durch andere Beispiele widerlegen. Weil sich die zahlreichen Ansätze oft gegenseitig ausschliessen, lässt sich trefflich über Relevanz und Richtigkeit streiten.

Im Geographieunterricht war bis zu Beginn der 70er Jahre – nicht nur im deutschsprachigen Raum – der länderkundliche Ansatz allgemein gültig. Danach wurde er durch den allgemeingeographischen Ansatz abgelöst. In den 80er Jahren kehrte ein Teil der Lehrpläne im deutschsprachigen Raum zu einer Mischform zurück, die man als «allgemeine Geographie am regionalen Faden» (NEWIG, 1983: 38–39) oder als «thematische Geographie in regionaler Anordnung» (HAUSMANN, 1988: 122–128; HAUSMANN, 1990: 90) bezeichnet. Dabei überwog bis auf Ausnahmen der allgemeingeographische Ansatz. Obwohl über beide Ansätze sowohl in der geographiedidaktischen als auch in der öffentlichen Diskussion oft vehement gestritten wurde, hatten sie eines gemeinsam: Man ging von geographischen und damit räumlichen Kriterien aus (RICHTER, 1993: 22–28; KÖCK, 1992: 183–185).

Andere Systeme gehen von nichtgeographischen Gliederungselementen aus. Bereits 1969 kam mit den Daseinsgrundfunktionen ein Ansatz auf, der nichtgeographische Kriterien als Gliederungsprinzip verwendete (RUPPERT & SCHAFFER, 1969: 205–214; BIRKENHAUER, 1995: 10–13). Die Daseinsgrundfunktionen wurden auch in der Schulgeographie als Strukturelement verwendet (z.B. Lehrpläne für die Grundschulen in Bayern 1971, 1974, 1976), doch konnte sich dieses Gliederungsprinzip

letztlich nicht durchsetzen. In den 90er Jahren wird in neueren Lehrplänen, z.B. in Niedersachsen, ein Ansatz vertreten, der primär von (pädagogisch definierten) «Schlüsselproblemen» ausgeht (KLAFKI, 1991: 43ff, SCHMIDT-WULFFEN, 1994: 13–15) und diesen geographische Themen zuweist.

Der geographiedidaktische Ansatz der Raumwirksamkeit von Wertvorstellungen lässt sich den allgemeingeographischen Ansätzen zuordnen. Dass Wertvorstellungen den Raum prägen, wird in vielen Arbeiten aufgezeigt. Als geographiedidaktischer Ansatz ist er zwar mehrfach erwähnt (BÖHN, 1986: 133–142; BÖHN, 1988: 10–13; BÖHN, 1991: 119–122; BÖHN, 1994: 315–324), doch noch nicht umfassend als erkenntnisleitender Ansatz in seiner fachlichen und pädagogischen Relevanz und in seinen Auswirkungen auf Inhalte der Lehrpläne dargestellt. Das kann aus Platzgründen auch hier nicht geschehen, doch sollen nachfolgend Bedeutung, Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Ansatzes skizziert und an einigen Themen aufgezeigt werden.

1.2 Werte wandeln Wirklichkeiten – zur Taxonomie eines geographiedidaktischen Ansatzes

Werte bestimmen das Handeln des Menschen und wirken sich deshalb auch im Raum aus. Das kann direkt geschehen, wenn etwa Banken durch architektonisch markante Bauten vertikale Akzente setzen und so ihre Bedeutung auch optisch darstellen wollen oder der hohe Wert einer unberührten Natur zur Ausweisung von Schutzgebieten führt. Es kann auch indirekt geschehen, wenn etwa der Einkauf mit dem eigenen Wagen bevorzugt wird und sich deswegen die Geschäfte aus der Innenstadt an den Stadtrand verlagern oder die hohe Bewertung fremder Räume Millionen Menschen aus Europa, Japan und Nordamerika dazu bringt, unter hohen Kosten und mit grossen Mühen sowohl in touristisch erschlossene als auch entlegene Gegenden in aller Welt zu reisen.

Die Raumwirksamkeit von Werten ist so offensichtlich, dass sie oftmals als selbstverständlich angesehen und wenig hinterfragt wird. Dabei werden eine Vielzahl von Werten wirksam, deren konkrete Raumwirksamkeit unterschiedlich ist (BÖHN, 1988: 12–13). Es gibt allgemeingültige Werte wie das Ziel, ökonomisch sinnvoll zu handeln, und es gibt die Selbstbewertung des Individuums, die zu eigenwilliger Raumgestaltung führt, weil man sich von anderen unterscheiden will. Weiter gibt es Werte, die sekundär aus bestehenden Wertsystemen abgeleitet sind, etwa aus Wirtschaftssystemen. Sie können sich gegenüber den ursprünglichen fast verselbständigen. So führt der Wert «Marktwirtschaft» zum Drang nach Wachstum, was im Raum teilweise zu einer hohen Belastung der Natur führt; dieses Ergebnis entspricht nicht dem Wert «Naturbewahrung», den das gleiche Individuum anerkennt, das auch der Marktwirtschaft einen hohen Stellenwert zuweist.

Arbeitet man mit der Raumwirksamkeit von Werten im Unterricht, ist es eine Lust zu erleben, wie Schülerinnen und Schüler eigene Erfahrungen einsetzen, logische Schlussfolgerungen ziehen, Hypothesen entwerfen und zu überprüfen versuchen, welche Werte wie wirksam sind. Das pädagogische Ziel, Schülerinnen und Schüler zu eigenständigem Handeln anzuregen und dabei wissenschaftlich bedeutsame wie für ihre eigene Zukunft wesentliche Erkenntnisse zu gewinnen, wird erfüllt. Werden die verschiedenen Werte in ihrer unterschiedlichen Raumwirksamkeit thematisiert,

so gelangt man im Geographieunterricht über die einfachen Ursache-Wirkung-Beziehungen hinaus, die noch all zu oft den Unterricht prägen. In zahlreichen sozialgeographischen Darstellungen fehlt das differenzierte Aufzeigen der raumgestaltenden Kräfte, wie es etwa bei vielen naturgeographischen Themen bereits üblich ist.

Die Leistung des geographiedidaktischen Ansatzes einer Raumwirksamkeit von Wertvorstellungen geht über das Fach Geographie hinaus. Die inhaltliche Einbeziehung der Werte in den Unterricht führt zu einem fächerübergreifenden Ansatz. Dieser ist ein Kennzeichen des Unterrichts der 90er Jahre, wie andere fächerübergreifende Themen zeigen. Als Beispiele seien genannt: Umwelt, Frauen und interkulturelles Lernen. Werte sind ein besonders wichtiges Thema. Im Zeichen eines raschen gesellschaftlichen Wandels und einer zunehmenden Unsicherheit darüber, was Norm sei, kommt nicht nur der Erziehung über die eigenen Werte eine hohe Bedeutung zu. Im Zeichen weltweiter Verflechtung ist die Kenntnis anderer Wertesysteme, etwa jene Ostasiens oder des Islam, unerlässlich.

Werte sind nicht nur geographisch relevant, weil sie Räume gestalten, und sie sind nicht nur pädagogisch wichtig, weil sie zum Aufbau eines eigenen Wertesystems beitragen und zur Reflexion über die Werte anderer anregen. Die Raumwirksamkeit von Werten als Grundlage thematischer Fragestellungen im Geographieunterricht ist auch methodisch abwechslungsreich und motivierend. Schülerinnen und Schüler können eigene Erfahrungen handelnd einbringen, erkennen im Laufe der Schuljahre zunehmend die Komplexität und wechselseitige Verflechtung raumwirksamer Entscheidungen und Prozesse, so dass auch der Forderung nach einem spiralcurricularen Ansatz Rechnung getragen wird.

1.3 Welche Werte werden wie wirksam – zum Problem der Erkenntnis, Quantifizierung und Interdependenz von Werten

Wenn Werte so raumprägend sind und ihnen über die Geographie hinaus so grosse Bedeutung zukommt, so ist es verwunderlich, warum sie nicht stärker im Geographieunterricht berücksichtigt werden. Die Erklärung ist einfach: Werte sind schwer in ihrer konkreten Auswirkung zu erkennen. Sie ändern sich teilweise kaum während Generationen, teilweise innerhalb von wenigen Jahren. Ihre (räumliche) Wirkung und besonders die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Werten und Wertsystemen sind noch wenig erforscht.

In Zeiten, in denen man an die Quantifizierbarkeit der Faktoren hohe Ansprüche stellt, in denen gefordert wird, alle Sachverhalte computergerecht aufzubereiten, in denen man möglichst in ihren Grössenverhältnissen erfasste Verflechtungen wünscht, ist die Raumwirksamkeit von Werten vielen zu komplex – und nicht nur Lehrerinnen und Lehrern, sondern auch Wissenschafterinnen und Wissenschaftern. Für die Geographie kommt noch hinzu, dass Werte an sich kein genuiner geographischer Forschungsgegenstand sind, so dass Untersuchungsergebnisse vor allem aus den Sozialwissenschaften übernommen werden müssen.

Wie schwierig das Erfassen von Werten ist, sei an einem Beispiel erläutert. Besonders für die Wirtschaft ist es wichtig zu erfahren, warum die Japaner ökonomisch so erfolgreich sind. Da die Ergebnisse der japanischen Wirtschaft den Standort Europa stark beeinflussen, sind Informationen über die Werte und Wertsysteme in Japan

auch für unsere Schülerinnen und Schüler relevant. Das Fach, das hierüber Erkenntnisse vermittelt, ist (unter anderem) der Geographieunterricht. PASCHA, 1996: 346–351) nennt aus der Literatur mehrere Aspekte, welche die japanische Wirtschaftsgesinnung angeblich prägen. Er verweist aber darauf, dass die Plausibilität einer Erklärung noch nichts über ihre wissenschaftlich abgesicherte Richtigkeit aussagt. Hinzu kommt, dass gerade politisch bedeutsame Aussagen nicht in einer interessensfreien, rein an der wissenschaftlichen Wahrheit orientierten Atmosphäre erfolgen. «Vielmehr werden die vorgebrachten *Stories* häufig zur Unterstützung bzw. Ablehnung bestimmter Zustände und Entwicklungen in Politik und Gesellschaft herangezogen.» (PASCHA, 1996: 346).

EHLERS (1996: 338–344) setzt sich in einem Grundsatzartikel mit Werten in ihrer Raumwirksamkeit auseinander (1996), ohne den Begriff «Werte» in den Mittelpunkt zu stellen. Ausgangspunkt sind die viel diskutierten Aussagen des Amerikaners HUNTINGTON (1993), der einen Zusammenprall der Kulturen als wesentlichen politischen Faktor der kommenden Jahre voraussagt. EHLERS lehnt Konzepte wie «Kulturerdteile» und «Civilizations» als «simplifizierend» ab (1996: 341), sieht aber als Aufgabe einer modernen, gegenwartsbezogenen Kulturgeographie, die «geographisch-historisch-religiös-kulturelle Vielfalt» von Kulturerdteilen zu nutzen (1996: 344). Wie auch immer wir Räume nennen, die durch bestimmte Wertsysteme geprägt sind – da es sie gibt, müssen wir sie behandeln, auch wenn wir noch nicht alle Einzelheiten kennen und vor allem über Wechselwirkungen zu wenig Bescheid wissen. Wir müssen hier ebenso durch engagierte Forschung versuchen, bestehende Defizite zu überwinden, wie dies etwa beim Problem geschieht, welche Faktoren in welchem Ausmass unser Klima beeinflussen und wie sich die einzelnen Faktoren räumlich auswirken.

2. Das Verdeutlichen und Verifizieren durch Beispiele

Nachfolgend soll an zwei Beispielen aufgezeigt werden, wie sich Werte räumlich auswirken. Die Themen werden in der aktuellen gesellschaftlichen Diskussion behandelt, sie zeigen die Möglichkeiten und bewusst auch die Grenzen des geographiedidaktischen Ansatzes auf. Sie wurden so ausgewählt, dass sie sich im Unterricht einsetzen lassen, wobei die Schülerinnen und Schüler ihre eigenen Erfahrungen einbringen können.

2.1 Der Wert der Heimat – geborgen und geachtet

Die Betonung der Heimat ist eine Gegenbewegung gegen die zunehmende ökonomische, technologische und auch kulturelle Globalisierung. In einer scheinbar immer einheitlicher werdenden Welt versuchen wir, durch betonte nationale, vor allem aber regionale, ja lokale und individuelle Eigenständigkeit Identität zu gewinnen. Diese Identität bietet zum einen Geborgenheit durch eine regional unterschiedlich gestaltete Umwelt, mit der eine emotionale Verbundenheit möglich ist. Sie bietet zum anderen die Möglichkeit, innerhalb eines akzeptierten Rahmens durch eine individuelle Gestaltung des Raumes die eigene Identität zu betonen, sei es die der Firma oder des einzelnen. Gegen die zunehmende Vereinheitlichung, die sich räumlich in

Baustilen, Siedlungsgestaltung, Verkehrswegen und einer durch Massenmedien geprägten Weltzivilisation vor allem in den Ballungsgebieten dokumentiert, gewinnt der Wert des Andersseins, der Individualität, auch räumliche Wirkung.

Heimat kann überall sein, auch in der Grossstadt. Ebenso wie auf dem Land tragen bestimmte Gebäude dazu bei, durch ihre Einzigartigkeit Identität zu stiften. Solche Gebäude waren im Mittelalter Kirchen, seit der Renaissance kamen Schlösser hinzu, heute sind es teilweise die Bürotürme, die für eine Stadt kennzeichnend sind.

Die Grossstädte belegen am stärksten die Raumwirksamkeit globaler architektonischer Entwicklungen. Die Geschäftszentren werden inzwischen nicht nur in den westlichen Industrieländern durch Hochbauten geprägt, sondern auch in den aufstrebenden Staaten des pazifischen Raums Asiens und in zahlreichen Hauptstädten afrikanischer Staaten. Doch die Gleichförmigkeit ist nur auf den ersten Blick vorhanden, denn innerhalb des Wertes, durch «Türme» (Tower), «Center», «Häuser» (House, Building, Mansion) vertikale Akzente zu setzen, der sich global durchsetzt, verläuft der Gegenwert der Individualisierung. Unsummen werden ausgegeben, um durch eine eigenwillige Architektur Eigenständigkeit zu beweisen – man denke nur an die Bürotürme der Banken in Frankfurt, des World Trade Centers in New York, der Bauten in Schanghai, Toronto, Kuala Lumpur, Tokio, Sao Paulo, Nairobi ...

Viele der grossen Ballungszentren wirken gleichförmig, nur im Kern zeigt sich noch eine unverwechselbare Identität. Sie rührt aus der Geschichte her und der Wert der Individualität führt vor allem im westlichen Europa dazu, die alten Bauten zu erhalten. Der Antagonismus zweier Werte ist faszinierend. Zum einen wollen wir in Beruf und Freizeit stets das Neueste – auch die eigenen Wohnungen sollen in Stil und Komfort dem jeweiligen technischen Standard und architektonischem Trend entsprechen. Wir bejahen den ständigen Wandel. Zum anderen lehnen wir den Wandel ab. Nicht nur die bestehende bauliche Gestaltung des historischen Zentrums wird durch administrative Vorgaben bewahrt, auch Neubauten müssen sich an das Bestehende anpassen. Baustil, Haushöhe und Fassadengestaltung, ja selbst die Farbwahl der Gebäude werden vorgegeben, um durch die Betonung der Vergangenheit Identität zu bewahren. Der Wert einer «kollektiven Identität», ausgedrückt durch das bauliche Bild des Zentrums, überwiegt den Wert einer individuellen Selbstverwirklichung durch moderne architektonische Gestaltung.

Dies führt teilweise zu grotesken Plänen. In Berlin plant man, die entscheidende bauliche Selbstdarstellung der DDR, den «Palast der Republik», abzureissen. Wirkt sich hier die Wertvorstellung aus, an einem zentralen Ort der Stadt ein Bauwerk aus undemokratischer Vergangenheit durch ein Gebäude zu ersetzen, das architektonisch die Ziele eines demokratischen, weltoffenen Staates aufzeigt? Mitnichten. Vielfach wird gefordert, das Schloss der Hohenzollern wieder zu errichten, das von den Machthabern der DDR gesprengt wurde und völlig neu gebaut werden müsste – obwohl die Monarchie in Preussen bereits 1918 endete.

Welche Wertvorstellungen stehen hinter dieser Absicht? In der öffentlichen Diskussion wird dies viel zu wenig gefragt, man gibt sich mit angeblich historischen und künstlerischen Argumenten zufrieden. Solche Argumente allein können es nicht sein, denn sie treffen auf den «Palast der Republik» ebenso zu. Warum soll ausgerechnet das nicht mehr existierende Schloss wieder aufgebaut werden? Die Thematisierung der hinter diesem Wunsch stehenden Werte hätte erheblichen Einfluss auf

eine Entscheidung über einen Wiederaufbau und damit über die Raumgestaltung im Zentrum der deutschen Hauptstadt.

In den Stadtrandsiedlungen und in den kleinen Orten ausserhalb des Zentrums herrscht eine raumübergreifende Einheitlichkeit wie auch die Gegenbewegung, die sich in der Individualisierung äussert. Das sei am Beispiel des westlichen Mitteleuropa aufgezeigt. In der Schweiz, Österreich und den alten Bundesländern Deutschlands lassen sich die Einfamilienhäuser eher nach den Phasen der einzelnen architektonischen Bauvorstellungen unterscheiden als nach regionalen Kennzeichen.

Aber innerhalb der scheinbaren Monotonie blüht der Individualismus. Das fällt besonders dann auf, wenn administrative Vorgaben die Gleichförmigkeit bestimmten, wie in den Einfamilienhaussiedlungen der zwanziger bis sechziger Jahre in Deutschland. Diese Vorgaben sind Auswirkungen bestimmter Werte wie Ordnung, Ästhetik durch Einheitlichkeit oder Gemeinschaft. Doch entgegen aller auf Einheitlichkeit zielenden Vorschriften wurden die Häuser nach ihrer Fertigstellung individuell verändert. War die Aufsicht streng, konnte man nur Details gestalten. In den fünfziger Jahren war es Mode, den Eingang durch ein kleines, schräges Vordach aus gewelltem Plexiglas zu schützen. Dieser Wert wurde zur Norm – akzeptiert und individualisiert: Trotz entgegenstehender Vorschriften verwendeten die einzelnen Hausbesitzer verschiedene Farben.

Wo die administrative Reglementierung weniger streng war, konnte sich der einzelne stärker entfalten. Man untersuche nur eine Siedlung, in der Holzzäune vorgeschrieben waren. Der eine pflanzte eine Hecke hinter den Zaun und entfernte dann den Zaun, der zweite riss seinen nach eigener Aussage morschen Holzzaun ab und errichtete einen Drahtzaun («nur vorübergehend bis zur Wiederherstellung des Zauns aus Holz»), der seit nun zwanzig Jahren steht, der dritte benötigte dringend Garagen und da war dann eine Mauer schöner als der Zaun. Diese Beobachtungen lassen sich beliebig erweitern.

Ein letztes Beispiel aus dem Bereich der Siedlungen. In vielen Ländern erhöht ein Garten den Wert des Hauses. Die Gartengestaltung unterliegt bestimmten Regeln, die durch Werte geprägt werden. Man vergleiche nur die im Absolutismus angelegten Gärten mit der strengen Unterordnung des natürlichen Wachstums unter den menschlichen Willen mit den «englischen Gärten», in denen die Natur scheinbar sich selbst überlassen bleibt. Auch die Hausgärten werden durch Wertvorstellungen bestimmt, die sich im Laufe der Zeit wandeln. In den Einfamilienhäusern wurde seit den siebziger Jahren der Nutzgarten zunehmend durch den Ziergarten ersetzt. In den Gärten verwirklichen sich die Menschen, hier gestalten sie Landschaft nach ihren Vorstellungen und daher erkennt man bei genauer Beobachtung die Vielzahl individueller Zusammenstellungen von Blumen, Rasen, Bäumen und Sträuchern. So hat in den letzten Jahren neben dem Wert des kunstvoll angelegten Gartens der des naturbelassenen Anhänger gefunden, ja er wird teilweise selbst zur Norm.

Am Beispiel der Gartengestaltung lässt sich die Komplexität der Raumwirksamkeit der Wertvorstellungen erkennen. Hasse (1993: 12) sieht bei der Gartengestaltung die räumliche Realisierung «utopischer Bilder als Gravuren des Unterbewusstseins», «Gestalt gewordene Psychogramme, ästhetisierende Schrift individuell und gesellschaftlich erlebter Zivilisation». Im eng begrenzten Raum des Gartens lässt sich die Wechselwirkung zwischen der Gesellschaft mit ihren langfristigen ästhetischen Nor-

men und kurzfristigen modischen Trends und dem Individuum erkennen, das sich innerhalb des gesellschaftlichen Rahmens verwirklicht. Gegenwärtig sind wir in der Lage, die Raumwirksamkeit der Werte zu erkennen, aber noch nicht so weit, sie in ihren Einzelheiten zu bestimmen, geschweige ihre Interrelationen zu quantifizieren.

2.2 Der Wert der Natur – unberührt und umgestaltet

Natur ist erst einmal da – auch ohne Zutun des Menschen. Aber ihre Wahrnehmung wird bereits gesteuert. «Landschaften sind in diesem Sinne keine realen geomorphologischen Gestalt-Ensembles, sondern Bilder, die sich – abhängig vom Wechsel der Jahreszeiten und der aktuell-emotionalen Disposition des Betrachter-Autors – im Augenblick der Begegnung gestalten» (Hasse, 1993: 14). Die Gestaltung der Natur wird sehr stark durch Wertvorstellungen beeinflusst und ist daher sehr unterschiedlich.

Natur sei möglichst unberührt zu lassen, denn sie habe ihren höchsten Wert in sich selbst. Dies ist die Forderung, die unter anderem dadurch raumwirksam wird, dass man Schutzzonen schafft, in denen die Natur sich selbst überlassen bleiben soll. Gegenwärtig gibt es in Bayern einen erbitterten Streit über das Eingreifen des Menschen in natürliche Abläufe (Pöhnl, 1995: 5–13). Im Nationalpark Bayerischer Wald greift man in der Kernzone forstwirtschaftlich nicht ein (Bibelriether, 1995: 6). Das hat in den letzten Jahren dazu geführt, dass dort weite Bereiche dem Borkenkäfer zum Opfer gefallen sind.

Nun prallen zwei Wertvorstellungen aufeinander. Die eine Gruppe, in der sich – neben dem Leiter des Nationalparks Bibelriether – zahlreiche Naturschützer finden, will in der Natur auch dann nicht eingreifen, wenn dies zum Zusammenbruch ganzer Waldbestände führt (Rall, 1995: 9–57; Strunz, 1995: 58–87). Man müsse eben abwarten, welche Vegetation sich im Laufe von Jahrzehnten oder Jahrhunderten entwickle. Die andere Gruppe wird unter anderem von einer Bürgerinitiative vertreten. Ihre Argumente, organisiert durch die Gebrüder Kerschbaum (Seyfert, 1995: 6), gehen von einem anderen Wert aus. Man könne die Natur nur zu einem bestimmten Grade sich selbst überlassen. Werde das vertraute Bild, etwa des hochstämmigen Waldes, gefährdet, müsse der Mensch eingreifen. Denn der Besucher habe konkrete Vorstellungen, wie ein Wald aussehen müsse, auch dann, wenn er einen Nationalpark besucht.

Der Wunsch, «unberührte Natur» mit menschlicher Hilfe erst zu schaffen, beruht auf unserer Vorstellung, wie «Natur» auszusehen habe. Wir nehmen die «schöne» Landschaft nicht durch die Betrachtung an sich wahr, sondern indem wir eine vorhandene Landschaft mit einem Idealbild vergleichen. Dieses Bild wird nicht aus der Natur selbst gewonnen, wie wir fälschlicherweise annehmen, sondern aus Gemälden und Landschaftsfotos.

In einem Projekt untersuchten wir mit Studierenden die Vorstellungen von Wanderern über die «unberührte Natur». Wir legten Zeichnungen vor, die einmal einen Wanderer im tiefen Forst, ein andermal einen Wanderer am Waldrand zeigten, der in ein Wiesental blickt. Das Ergebnis war eindeutig: Wandern im tiefen Forst wurde weitgehend abgelehnt, es erzeuge Beklemmung; der Blick vom Waldrand in eine offene Landschaft gebe ein Gefühl der Ruhe, Geborgenheit und Schönheit. Die Unter-

suchungsergebnisse decken sich mit der Beliebtheit von Landschaften, die von Touristen aufgesucht werden. Im Gebirge wird der weite Blick gelobt, ebenso an der See. Manchmal ist eine «Naturlandschaft» beliebt, die in Wirklichkeit Ergebnis menschlicher Tätigkeit ist.

Ein Beispiel ist die Lüneburger Heide. Die wirkliche Naturlandschaft ist dort ein Kiefernwald; die berühmte Heidelandschaft entstand durch die Beweidung mit Schafen, die vor allem Wacholder und das Heidekraut Erika verschmähen. Um den Touristen ihr Naturbild zu erhalten, werden unter hohen Kosten Schafe gehalten. Ähnlich ist es in der Rhön, einem Mittelgebirge in Deutschland. Durch Waldweide und die Anlage von Wiesen wurde die natürliche Vegetation, ein Laubwald, zerstört. Die hochgelegenen Wiesen wurden im Laufe von Generationen zur artenreichen Heimat zahlreicher Blütenpflanzen, Insekten, Schmetterlinge und Vögel. Überlässt man die Natur sich selbst, wächst wieder Wald. Mit hohem Aufwand wird dies verhindert; die «primäre Natur» wird beseitigt, damit die vom Menschen geschaffene «sekundäre Natur» bleibt. Für die Schweiz am bekanntesten sind die grossen Aufwendungen, die notwendig sind, um die Almen «natürlich» zu halten. Sie sind für die meisten Besucher die «unberührte Natur», denn ohne historische Kenntnisse ist nicht zu erkennen, dass hier eine sekundäre vorliegt.

In einer ersten Phase haben wir uns mit der unberührten Natur befasst und erkannt, dass unser Bestreben, sie zu erhalten, sehr stark von unseren übrigen Werten wie Ordnung, Übersichtlichkeit der Dinge oder Vertrautheit durch Bilder abhängt. Wir lieben also die unberührte Natur nur dann, wenn sie unseren Vorstellungen entspricht.

In einer zweiten Phase sei ein Phänomen angesprochen, das gegenwärtig die Diskussion um das Verhältnis von Natur und Tourismus prägt. Unter dem Schlagwort «sanfter Tourismus» wird ein Fremdenverkehr verstanden, der sowohl die natürliche als auch die vom Menschen gestaltete Umwelt bewahren will. Im Bereich der Natur wird die Bewahrung dadurch angestrebt, dass lediglich eine gemässigte Erschliessung erlaubt sei. Das soll durch das Fixieren von Ausbaugrenzen und das Ausweisen von Schutzgebieten mit lediglich beschränkter Nutzungsmöglichkeit geschehen (Hemmer, 1996: 10; Strasdas, 1988: 37ff). Man entwickelte das Konzept eines «ganzheitlichen Tourismus», bei dem sich das Umweltbewusstsein nicht auf den Schutz der Natur beschränkt, sondern auch die Hoteleinrichtungen mit umfasst (von Lassberg, 1995: 184–196). Die Begrenzung der touristischen Nutzung soll dem Erhalt der Nutzungsmöglichkeit dienen: der massenhafte Besuch einer touristischen Attraktion führe dazu, dass die Touristen nach einiger Zeit wegblieben. Allerdings ist angesichts der Akzeptanz einer weitgehenden touristischen Aufbereitung der Alpen zu fragen, ob nicht doch die meisten Touristen eine durch Bergbahnen, Lifte und Strassen erschlossene Natur wünschen.

Will man die Natur möglichst umfassend bewahren und dabei dennoch in einer Natur seine Freizeit verbringen, kann man zum Schluss kommen, es sei sinnvoll, sich eine Natur nach seinen Traumvorstellungen selbst zu schaffen. Man addiert seine Vorstellungen über eine unberührte Natur und gelangt zum scheinbaren Widerspruch einer «künstlichen Natur». Sie vereint teilweise Pflanzen und Tiere aus verschiedenen Klima- und Vegetationszonen, suggeriert damit eine Vielfalt an Natur. Eine solche «künstliche Natur» wird in vielen sogenannten «Ferienparks», «Disneylands» und

«Center Parcs» verwirklicht. Auf die Spitze getrieben wird die Vereinigung der Gegensätze, wenn die (geschaffene) Natur nur durch Abschirmung von der (wirklichen) Natur möglich ist, indem das Gelände überdacht wird.

Literatur

BAYERISCHES STAATSMINISTERIUM für Unterricht und Kultus (Hrsg.), 1971, 1974, 1976: Lehrpläne für die Grundschule, hier: Heimat- und Sachkunde. Amtsblatt.

BIBELRIETHER, H., 1995: 25 Jahre natürliche Waldentwicklung im Nationalpark Bayerischer Wald. In: NATIONALPARKVERWALTUNG BAYERISCHER WALD (Hrsg.): 25 Jahre auf dem Weg zum Naturwald. Neuschönau, S. 6.

BIRKENHAUER, J., 1995: Zum Stand der Fachdidaktik Geographie. Schulmagazin 5–10, Heft 1/1995, 10–13.

BÖHN, D., 1986: Raumwirksamkeit von Wertvorstellungen als Erklärungsansatz im Erdkundeunterricht. In: KÖCK, H. (Hrsg.): Theoriegeleiteter Geographieunterricht. Geographiedidaktische Forschungen, Bd. 15. Lüneburg. 133–142.

BÖHN, D., 1988: Allgemeine und/oder regionale Geographie. Praxis Geographie, Heft 7/8, 10–13.

BÖHN, D., 1991: Values and Space – A Basic Concept for Geographical Education. Geography Bulletin, Journal of the Teacher's Association of New South Wales, Vol. 23. No 4, 119–122.

BÖHN, D., 1994: Werte prägen Räume, aufgezeigt an der Siedlungsstruktur Unterfrankens. In: SCHENK, W. & SCHLIEPHAKE, K. (Hrsg.): Mensch und Umwelt in Franken. Würzburger Geographische Arbeiten, Heft 89, 315–324.

EHLERS, E., 1996: Kulturkreise – Kulturerdteile – Clash of Civilizations. Plädoyer für eine gegenwartsbezogene Kulturgeographie. Geographische Rundschau, Heft 6, 338–344.

HASSE, J., 1993: Heimat und Landschaft. Über Gartenzwerge, Center Parcs und andere Ästhetisierungen. Wien.

HAUSMANN, W.: 1988: Thematisch-regionaler Ansatz. In: HAUBRICH et al.: Didaktik der Geographie konkret. München, 122–128.

HAUSMANN, W., 1990: Thematische Geographie in regionaler Anordnung. In: BÖHN, D. (Hrsg.): Didaktik der Geographie. Begriffe. München, S. 90.

HEMMER, M., 1996: Reiseerziehung im Geographieunterricht. Konzept und empirische Untersuchungen zur Vermittlung eines umwelt- und sozialverträglichen Reisestils. Geographiedidaktische Forschungen, Bd. 28, Nürnberg.

KLAFKI, W., 1991: Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemässe Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik. 2. Auflage, Weinheim/Basel, S. 43–81.

KÖCK, H., 1992: Der Geographieunterricht – ein Schlüsselfach. Geographische Rundschau, Heft 3/1992, 183–185.

LASSBERG VON, D.; 1995: Ganzheitlich orientierte Tourismusentwicklung. Rahmenbedingungen, inhaltliche und methodische Konkretisierung anhand eines Strukturrahmens, Überprüfung an Fallbeispielen. Schriftenreihe für Tourismus und Entwicklung. Ammerland.

NEWIG, J. et al., 1983: Allgemeine Geographie am regionalen Faden. Geographische Rundschau, Heft 1, 38–39.

PASCHA, W., 1996: Wirtschaftsgesinnung und ökonomischer Aufstieg Japans. Geographische Rundschau, Heft 6, 346–351.

PÖHNL, H., 1995: Wald und Waidla. Fragen und Fakten zur geplanten Erweiterung des Nationalparks «Bayerischer Wald». lichtung, ostbayerisches magazin, 8. Jg., Sept./Okt. 1995/5, 5–13.

RALL, H., 1995: Die Wälder im Nationalpark Bayerischer Wald: von forstwirtschaftlicher Prägung zur natürlichen Entwicklung. In: NATIONALPARKVERWALTUNG BAYERISCHER WALD (Hrsg.): 25 Jahre auf dem Weg zum Naturwald. Neuschönau, 9–57.

RUPPERT, K. & SCHAFFER, F., 1969: Zur Konzeption der Sozialgeographie. Geographische Rundschau, 205–214.

RICHTER, D., 1993: Geographieunterricht als erdwissenschaftliches Zentrierungsfach. Leistung und Bedeutung. Geographie und Schule, Heft 84, 8/1993, 22–28.

SCHMIDT-WULFFEN, W., 1994: «Schlüsselprobleme» als Grundlage zukünftigen Geographieunterrichts. Praxis Geographie, Heft 3, 13–15.

SEYFERT, I., 1995: Die Bürgerbewegung gegen Nationalparkerweiterung. lichtung, ostbayerisches magazin, 8. Jg., Sept./Okt. 1995/5, S. 6.
STRASDAS, W., 1988: Der sanfte Tourismus – Theorie und Praxis. Schriftenreihe des Instituts für Landespflege und Naturschutz am Fachbereich Landespflege der Universität Hannover, Bd. 8. Hannover.
STRUNZ, H., 1995: Entwicklung von Totholzflächen im Nationalpark Bayerischer Wald – Luftbildauswertungen und Folgerungen. In: NATIONALPARKVERWALTUNG BAYERISCHER WALD (Hrsg.): 25 Jahre auf dem Weg zum Naturwald. Neuschönau, 58–87.

Adresse des Autors:
Prof. Dr. Dieter Böhn, Lehrstuhl für die Didaktik der Geographie, Institut für Geographie der Universität Würzburg, Wittelsbacherplatz 1, D-97074 Würzburg